

## Prolog

Nono und ich haben unterschiedliche Lebensläufe, aber viele Gemeinsamkeiten. Beim Erzählen seiner Lebensgeschichte verschmilzt diese mit meiner, weshalb ich sie in der Ich-Form erzähle. Lediglich in dem Epilog »Ende nach dem Ende« löse ich mich von der Verschmelzung – so weit es eben geht. Das Buch handelt also von Nonos Leben, aber einiges – sicherlich nicht alles – könnte auch aus meinem Leben sein. Das Buch ist somit eine romanhafte Biographie und zugleich eine Autobiographie. Zu sagen, ich würde alle Lebenseinzelheiten im Leben Nonos auseinanderhalten, wäre eine – wie man noch im 18. Jahrhundert zu sagen pflegte – trockene Versicherung, die beinahe wie jede andere gilt.

Es gibt viele Zeugnisse der Schicksale von Juden, aber kaum welche von Palästinensern. Da beide Völker im Guten wie im Schlechten verschwistert sind, scheint es mir wichtig zu sein, dass der Leser zumindest das Schicksal eines Palästinensers und dessen Familie kennen lernt und dadurch die Möglichkeit bekommt, sich ein Bild davon zu machen, was es bedeutet, ein palästinensischer Flüchtling zu sein. Das ist zwar auch politisch gemeint, aber nicht nur. Allerdings muss ich hinzufügen, dass das auf den folgenden Seiten in Miniaturen erzählte Leben sicherlich nicht typisch ist für das Leben palästinensischer Flüchtlinge. Es geht hier um das Einzelschicksal eines privilegierten palästinensischen Flüchtlings.

Nono fing schon vor 25 Jahren damit an, Gedanken aufzuschreiben, die ihm in somnambulen Zuständen übergekommen sind. *Diese sind hier im Text kursiv gedruckt.* Ich möchte

allzu gerne diese Gedanken verstehen, tue es aber bis heute noch nicht. Ich habe sie nach eigenem Ermessen bestimmten Ereignissen Nonos bzw. meinem Leben zugeordnet. Gerade in Anbetracht der Tatsache, dass das hier erzählte Leben unerwartete Wendungen hat, die in sich und im Verhältnis zueinander keine allzu große Plausibilität bzw. Kontinuität aufweisen, schien es mir wichtig zu sein, die Gedankentexte biographisch zu »verorten«.

## Im Land der Kälte

Am 03. Juli 1974, im Hochsommer, landete ich auf dem Flughafen Frankfurt, mit einer Aufenthaltserlaubnis in meinem Pass für palästinensische Flüchtlinge und 300 DM in der Tasche meines Wintermantels. Auf dem Flughafen wartete eine Dame von der Stiftung, die uns im Auftrag des zuständigen Bundesministeriums aufnahm. Unsere Namen, Jugendliche aus aller Herren Ländern – wie dem Irak, Malaysia, China und Brasilien – waren auf einem großen Plakat zu sehen.

Die Dame sprach mit uns Englisch und Deutsch. Wir stiegen in einen Mercedesbus ein, in dem Schlager aus dem Radio erklangen. Der Bus fuhr auf der Autobahn. Ein Wunderwerk, dachten Khalil und ich. Die Straßen waren sauber, es roch nach steriler Kälte. Ich knöpfte meinen Mantel zu und blickte gebannt auf die lange Fahrbahn. So kalt war es aber nicht. Mir dämmerte, dass mein Vater sich wohl getäuscht hatte – er sagte immer, Deutschland sei das Land der Kälte. Später stellte sich heraus, dass es eine Kälte gibt, die Klimatisches geradezu ausschließt.

Der Bus brachte uns in eine Großstadt, und wir kamen in ein Wohnheim. Dort wurden wir in sauberen Zimmern untergebracht. Khalil und ich teilten uns ein Zimmer.

In der ersten Nacht konnten wir alle nicht schlafen. Wir versammelten uns samt Matratzen zu siebt in einem Zimmer und jeder war bestrebt, das Gespräch am Leben zu halten, damit keiner ins einsame Bett gehen musste.

Am nächsten Morgen wachte ich zum ersten Mal im Land der Kälte auf und schon stellte sich eine große Verunsicherung ein.

Wir bekamen Geld. Jeder erhielt 250 DM, und ich war reich, so reich wie noch nie in meinem Leben. Wir wurden dann in eine Arztpraxis gebracht, wo wir untersucht und geimpft wurden. Ich hatte – wie viele andere auch – einen Riesenbandwurm, der mit Medikamenten »beseitigt« wurde. Dass man sich um uns auch noch ärztlich kümmerte, war das Hauptgesprächsthema. So etwas war bis dahin keinem von uns widerfahren. Dieses Kümmern brachte eine erhebliche Erleichterung mit sich, es beruhigte.

Nachmittags machte ich einen Spaziergang um das Wohnheim herum und stand unerwartet vor einer abgesperrten Straße. Es waren halbnackte Frauen zu sehen. Ich war 18 Jahre alt, hatte bis dahin keine nackte Frau gesehen, bekam Angst und flüchtete in eine nahegelegene Kneipe, trank die erste Cola meines Lebens – das war sensationell – und kehrte schnell zurück ins Wohnheim, um allen von den Merkwürdigkeiten zu erzählen. Ein Iraker sagte mit wissendem Blick: »Du warst in einem Puff.« Ein Puff. Mein Gott. Was für ein Ausdruck!

Wir bekamen Frühstück, Mittag- und Abendessen. Ungewohnt war es, zum Frühstück Marmelade und zum Mittagessen Fleisch zu bekommen. Ich genoss Essen, das mir eigentlich nicht schmeckte. Es gab auch Ausflüge, und einmal besuchten wir ein Konzert. Vicki Leandros sang dort und für mehrere Tage hatte ich einen Ohrwurm: Theo, wir fahr'n nach Lodz.

Am 07. Juli 1974 fand das Finalspiel der Fußballweltmeisterschaft statt und das deutsche Team gewann. Bis auf unseren brasilianischen Kollegen waren alle stolz, im Lande des Fußballweltmeisters zu sein.

Bei einem Test der handwerklichen Fertigkeiten schnitten alle Stipendiaten schlecht ab. Der Meister lachte herzlich

beim Betrachten der miserablen Ergebnisse unserer Arbeit. Als es ans Schweißen ging, rief er begeistert: »Männer: an die Brenner!« Seine Stimme erinnerte mich an Hollywood-Filme, in denen deutsche Offiziere im zweiten Weltkrieg zu sehen waren.

Das Zusammenwohnen mit meinem Freund Khalil war kurios. Vor dem Einschlafen schlug er mehrere Male auf sein Kopfkissen und meinte dabei, es würde ihm nicht gehorchen.

Wenn wir in Kneipen waren, bestellte er sich Bier und goss das erste Glas über seinen Kopf. Daraufhin sagte er herausfordernd: »Bier ist gut für die Haare!«

Khalil war auch sonst sehr nervös und oft gereizt, insbesondere morgens. Er litt aber auch an seinem Moslemsein, denn er meinte, Moslemsein sei mit Rückständigkeit gleichzusetzen. Wie er auf diese abstruse Idee kam, war und ist mir bis heute nicht klar.

Vor dem Abflug nach Deutschland rang Khalils gläubiger Vater ihm das Versprechen ab, er solle nicht vom Glauben abfallen. Immer wieder sagte er mir, dass er bei dem Wort »Glauben« an seinen eigenen Glauben gedacht hätte und nicht an den seines Vaters. Damit habe er nichts zu tun.

*Ich stehe vor einem Spiegel, schaue mich an und sehe Mona.*

*Ich denke.*

*Ja. Ich bin eine Reise angetreten, in mich hinein.*

## Herkunft

Geboren bin ich, als Kind palästinensischer Eltern, vielleicht im Jahre 1956, als letzter Sohn der Familie, in Beirut, also im Libanon. Meine Mutter, die jetzt schätzungsweise knapp 90 Jahre alt ist, weiß es nicht mehr.

Meine Eltern sind im Jahre 1948 im Zuge des ersten Krieges zwischen den jüdischen Einwanderern und den Palästinensern Palästinas, die an der Seite desorientierter und schlecht ausgerüsteter arabischer Armeeeinheiten (vor allem Syrer und Ägypter) kämpften, an die Grenze zum Libanon geflüchtet. Da sie, wie viele andere auch, dachten, dass der Krieg rasch zu ihren Gunsten beendet sein würde, hinterließen sie Hab und Gut in ihrem Haus in Haifa, im Stadtteil Wadi Elj-maal. Nach Tagen des Ausharrens an der Grenze zum Libanon wurde ihnen klar, dass der Krieg verloren war. Und so schickte Vater meine Mutter mit meiner ältesten – seinerzeit einjährigen Schwester – nach Haifa, um die Habseligkeiten abholen zu lassen. Mein Vater, der 20 Jahre älter als meine Mutter war, hatte, wie in vielen anderen Situationen seines Lebens, große Angst vor dem Tod.

Nicht nur diese Begebenheit veranlasst meine Mutter und meine Geschwister heute noch, meinen im Jahre 1998 verstorbenen Vater irgendwie zu verachten. Dazu bringe ich es nicht. Er nannte mich immer Engel und Engel grollen nicht – das meint jedenfalls Schillers Amalia.

Auf Betreiben meines Vaters zog die kleine Familie in den Libanon. Meine Mutter war dagegen und sie sollte meinem Vater all die Jahre danach den Vorwurf machen, vor lauter Angst eine falsche Entscheidung getroffen zu haben. Ihr Argument lautete stets: Diejenigen, die in Palästina geblieben sind, würden zwar als Menschen dritter Klasse in Israel leben, aber

immerhin seien sie zuhause und keine Flüchtlinge. In einem Atemzug erzählten beide dann von der Schönheit Palästinas und immer erwähnten sie Jericho. Jericho, arabisch »Ariha«, ist die wohlduftende Stadt. Dort, so mein Vater, würde es ganzjährig nach Orangen duften.

### **Im Übrigen:**

Die Auswanderung von Juden nach Palästina erfolgte auch schon im 19. Jahrhundert unter einem unerträglichen antisemitischen Druck in Europa. Weder Assimilation noch Emanzipation schützte die Juden in Europa vor Unterdrückung und Pogromen. In seinem Buch »Der Judenstaat« aus dem Jahre 1896 entwirft der Journalist Theodor Herzl die nationalistische Vision eines »Judenstaates in einem souveränen Staat«. Ihm geht es berechtigterweise um die Rettung der Juden. Zwei Länder, in denen – so heißt es bei ihm – bereits eine jüdische Infiltration stattfindet, kämen dafür in Betracht. Er schreibt:

»Zeigen sich nun die Mächte bereit, dem Judenvolke die Souveränität eines neutralen Landes zu gewähren ... Zwei Gebiete kommen in Betracht: Palästina und Argentinien ... Palästina ist unsere unvergessliche, historische Heimat. Dieser Name allein wäre ein gewaltiger und ergreifender Sammelruf für unser Volk«.

In der Hoffnung auf eine Wiedererlangung ihrer Souveränität kämpften die Araber im Ersten Weltkrieg auf der Seite der Alliierten (also der Franzosen und Engländer) gegen die Osmanen. Mit dem Zusammenbruch des osmanischen Reiches wurden die Länder des fruchtbaren Halbmondes – Libanon, Syrien, Irak, Transjordanien und Palästina – unter den Siegermächten Frankreich und England aufgeteilt. Die organisierte jüdische Einwanderung nach Palästina intensivierte sich

im 20. Jahrhundert und erreichte ihren Höhepunkt mit der Machtergreifung Hitlers.

Zwischen den Jahren 1932 und 1938 wanderten etwa 200.000 Juden nach Palästina aus. Eine »Legitimation« der organisierten Einwanderung lieferte die sogenannte Balfour-Deklaration aus dem Jahre 1917: »The English Empire« erklärte sich damit einverstanden, dass in Palästina eine »nationale Heimstätte« des »jüdischen« Volkes errichtet wird. Die Einwanderung und die Landnahme in Palästina waren durch jüdische Organisationen geregelt, deren Entstehung zum Teil auch Herzl zu verdanken ist.

Die Palästinenser in Palästina wehrten sich mehrfach gegen die massive jüdische Einwanderung. Nach dem zweiten Weltkrieg kam es dann zum ersten arabisch-israelischen Krieg, der mit der Ausrufung des Staates Israel im Jahre 1948 begann und nach 14 Monaten mit der Niederlage der arabischen Armeen endete.

Während des Krieges flüchteten über 700.000 Palästinenser überwiegend in die benachbarten Länder Syrien, Transjordanien, Ägypten und in den Libanon. Heute wird die Zahl der Palästinenser weltweit auf 10,4 Mio. geschätzt, wovon 4,8 Mio. registrierte Flüchtlinge sind. In Israel leben 1,6 Mio. Palästinenser und 4,0 Mio. in Gaza und auf der Westbank, also in den sogenannten Autonomiegebieten. Von den 4,8 Mio. registrierten Flüchtlingen leben etwa 29 Prozent (1,4 Mio.) in 59 Lagern im Libanon sowie in Syrien, Jordanien, im Gazastreifen und auf der Westbank.

Die Zahl palästinensischer Flüchtlinge im Libanon wird auf 425.000 geschätzt, davon leben 53 Prozent (226.000) in 12 Flüchtlingslagern. Sie haben in der Regel Flüchtlingspässe, ausgestellt vom libanesischen Staat, erhalten Nahrungshilfe durch eine UNO-Unterorganisation und dürfen nur in



wenigen Billiglohnberufen wie z. B. in der Müllentsorgung arbeiten. Erst im Jahre 2010 wurde beschlossen, Arbeitserlaubnisse für weitere Hilfsarbeiter- und Handwerksberufe auszustellen.

## Flucht in den Libanon

Nach einigen Stationen im libanesischen Grenzgebiet bezog meine Familie eine Einzimmerwohnung in Beirut, und mein Vater, der Analphabet war, suchte Arbeit, als Maurer, spezialisiert auf den Bau von Holzbacköfen. Dass er Maurer war, erwies sich als Glücksfall, da Palästinensische Flüchtlinge alsbald keine Arbeitserlaubnis mehr erhielten, Maurer aber grundsätzlich schwarz arbeiteten.

Was nun mit der Familie zwischen 1948 – den ersten Jahren im Libanon – und meiner Geburt im Jahre 1956 geschah, ist nicht überliefert. Fest steht nur, dass drei weitere Kinder noch vor meiner Geburt in relativ kurzen Abständen folgten: zwei Mädchen und ein Junge, mein älterer Bruder. Insgesamt waren wir also fünf Kinder.

Wir Kinder schliefen in einer fast »Zweizimmerwohnung« auf dem Boden in einem Zimmer. Die Eltern schliefen im Korridorzimmer. Die Toilette war im Hof, die kleine Küche ebenso. Die Wohnung befand sich am Rande des Slum-Viertels Naba'a, in dem hauptsächlich schiitische Libanesen lebten. Unsere Familie und ein älterer Herr im ersten Stock waren die einzigen Christen in der Gegend. Ich für meinen Teil wusste hiervon jedoch nichts. Ich meine damit, dass wir Christen waren. Mein Vater hatte Sprüche aus der Thora, dem Neuen Testament und dem Koran auswendig gelernt. Juden, Chris-

ten und Muslime lebten in Palästina weitgehend friedlich zusammen und so war es wohl für uns Palästinenser nicht ungewöhnlich, alle drei Religionen anzuerkennen. Erst als ich für einige Wochen Messdiener in der Kirche war (hauptsächlich wegen der leckeren Oplaten, die bei den Griechisch-Orthodoxen obendrein in einer pompösen Liturgie serviert werden), wurde ich gewahr, dass wir Christen sind – wenn auch meine Vorstellung davon ziemlich diffus war.

## Beirut

Unsere Wohnung befand sich im Erdgeschoss eines dreistöckigen Hauses. Der Hof, mit Tor und Gitter zur Straßenseite, diente uns Kindern als Spielplatz. Für die Erwachsenen war er ein erweitertes Wohnzimmer und manchmal fanden darin Festlichkeiten statt, wie z. B. die Taufen der Kinder. Auch ich wurde in diesem Hof getauft. Wenn Freunde meiner Eltern kamen saßen wir im Hof und meine Mutter war damit beschäftigt, alle zufrieden zu stellen. Serviert wurden: Hummus (passierte Kichererbsen mit Sesamsoße, Zitrone und Knoblauch), Kibbeh (Weizenschrot mit Zwiebeln, Pinienkernen und einem Hauch von Fleisch) und ein reduzierter Armer Ritter (im Ofen gebackene Brotreste mit Margarine und Zucker). Wie sie es immer wieder zuwege brachte alle Gäste zufrieden zu stellen, ist mir bis heute ein Rätsel.

Schon nach dem ersten Arak (ein Schnaps aus Trauben und Anis, ähnlich wie Pernod oder Pastis, nur stärker) fing mein Vater an zu singen. Es waren vor allem die Lieder von Fernweh, nach Palästina und von unerfüllter Liebe, die alle zu Tränen rührten. Dann gab es Wettkämpfe. Es wurden Stühle

aufeinander gestapelt, man musste ein Stuhlbein in die Hand nehmen und den Stapel in die Luft heben. Gewonnen hat immer mein Vater.

Mit 4 Jahren ging ich für zwei Monate in den Kindergarten, bis ich nach Hause geschickt wurde, da ich die Leiterin mit Steinen beworfen und wüst beschimpft hatte. Der Grund war, dass wir jeden Morgen Lebertran-Tabletten zu uns nehmen mussten und ich genau das nicht wollte, weil ich mich davor ekelte. Jedenfalls durfte ich nicht mehr in den Kindergarten. Die Leiterin hatte es abgelehnt, mich wieder aufzunehmen.

Draußen vor dem Hof war die Kriegswelt, denn die Kinder aus der Umgebung waren allesamt in Banden organisiert. Wir spielten Angriff und Gegenangriff und bastelten unser Spielzeug selbst: Pistolen, Kanonen und ähnliches. Die Fabriken in der Nähe hatten alles, was unsere Kampfseinheiten benötigten: also Rohre, Metall, Holz usw. Wir bedienten uns abends reichlich davon.

Um uns im »Kampfgebiet« fortzubewegen, bauten wir Bretter mit Rädern, auf denen wir sitzen konnten und von anderen geschoben wurden. Man konnte das »Fahrzeug« auch lenken. Dafür hatten wir eine Art Achse für die Räder gebaut, und die Vorderachse war beweglich gestaltet.

Für die Kanonen benutzten wir Rohre, in die wir eine dicke Feder einbauten. Zogen wir an der Feder, konnten wir damit Steine auf unsere Gegner schleudern. Um noch effektiver zu kämpfen, benutzten wir die Metalldeckel von Olivenölbehältern wie Frisbee-Scheiben, mit dem Unterschied, dass die Scheiben in den Körper des Gegners eindringen sollten. Einmal traf mich eine solche Scheibe ins Bein. Ich zog sie heraus und tauchte mein Bein in einen Sandhügel. Es hieß, Sand würde Wunden heilen. Jedenfalls verschloss der Sand die Wunde.

Eigentlich ahmten wir die christlichen und muslimischen Milizen nach, die sich immer wieder Kämpfe lieferten. Eine Gruppe ahmte die Christen, eine andere die Muslime nach, obwohl allesamt Muslime waren (ich war das einzige christliche Kind).

Sonntags wollten die Eltern, dass die Kleinsten nach dem Mittagessen schlafen. Das Mittagessen bestand meistens aus Brot mit Thymian und Wassermelone. Als Belohnung für den Schlaf gab es Eis. Der Eisverkäufer kam ans Fenster und mein Bruder und ich teilten uns eine Kugel. Ich glaube heute, dass ich immer mehr als er aß und meine Eltern dazu nur lächelten. Ich war ja der Kleine. Höchstwahrscheinlich litt mein Bruder darunter.

Die kleinen Geschäfte in der Umgebung erfüllten einige unserer Sehnsüchte. Vor allem die in Säcken aufgehäuften Nüsse und Pistazien waren eine leichte Beute. Mehrere Bandenkinder gingen dann in ein solches Geschäft und zwei von ihnen hatten die Aufgabe, sich die Taschen mit Pistazien und Nüssen zu füllen. Manchmal gelang es auch, eine Tafel Schokolade mitzunehmen und derjenige, der dies vollbringen konnte, war natürlich unser Held.

Ich erinnere mich an kein einziges Mädchen aus dieser Zeit. Es war eine von Jungs dominierte Spielwelt.

### **Im Übrigen:**

Schon in der französischen Mandatszeit wurde das fragile konfessionelle Proporzsystem im Libanon eingeführt. Im nationalen Pakt von 1943 wurde den maronitischen Christen der Posten des Staatspräsidenten, den muslimischen Sunniten der Posten des Ministerpräsidenten zugesprochen und die Schiiten konnten den Posten des Parlamentspräsidenten

besetzen. Da seit 1932 keine Volkszählung im Libanon stattgefunden hat, weiß niemand genau, ob die Mehrheitsverhältnisse dieser konfessionellen Aufteilung noch entsprechen. Schon Anfang der 1950er Jahre fanden bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen Christen und Muslimen statt.

## Schule

Ich war 6 Jahre alt, als ich eingeschult wurde. Dieses Einschulungsalter galt landesweit. Das libanesisches Schulsystem orientierte sich nach dem damaligen französischen System: Auf die 6-jährige Primarstufe folgte die Sekundarstufe I (4 Jahre), die mit dem sogenannten Brevet (Mittelschulabschluss) endete. Wer diesen Abschluss schaffte, konnte in die Sekundarstufe II (2 Jahre) einsteigen, die zum Baccalaureat (Abitur) führte. Einen Hauptschulabschluss im Sinne des deutschen Systems gab es nicht. Wer die Schule vor dem »Brevet« verließ, war im Grunde mehr oder weniger in funktionaler Hinsicht (also bezogen auf gesellschaftliche und politische Teilhabe) ein Analphabet.

Die Schulen der UNO-Organisation UNRWA waren die Bildungsstätten der palästinensischen Flüchtlingskinder. Wie auch in der palästinensischen Bevölkerung insgesamt machten die Christen an der Schule weniger als 3% der Gesamtschülerzahl aus. Wir mussten alle den Koranunterricht besuchen. Das empfinde ich heute als Segen, da ich dadurch gute Kenntnisse des Korans erlangen konnte.

Die Schule war 20 Minuten von unserer Wohnung entfernt. Sie lag auf einem kleinen Hügel, umgeben von Sandflächen, die als Schulhof dienten. Auf dem sandigen Schulhof